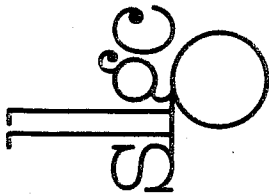


Société Luxembourgeoise de Littérature Générale et Comparée
Centre Universitaire Luxembourg



Revue Luxembourgeoise de Littérature Générale et Comparée 1989

Secrétariat de Rédaction :
Antoine CIPRIANI
24, rue Kleesenberg
L-4982 RECKANGE-MESS

Abonnement: 400 frs.
Compte Chèque Postal 31 676-54
Banque Internationale à Luxembourg 5-146 2533

ZUM VERHÄLTNIS VON MYTHOS UND PHILOSOPHIE am Beispiel von Plato und Sartre¹

Mythos und Philosophie stehen in zwiespältigem Verhältnis zueinander. Der Mythos gilt als die 'vorphilosophische' Redeweise, die Philosophie als die rationale. Hegels Äußerungen können als paradigmatisch für die Einschätzung dieses Verhältnisses in der Neuzeit und in der Moderne gelten; in seiner *Geschichte der Philosophie* schreibt Hegel²:

Der Mythos ist immer eine Darstellung, die sich sinnlicher Weise bedient, sinnliche Bilder hereinbringt, die für die Vorstellung zugerichtet sind, nicht für den Gedanken; es ist eine Ohnmacht des Gedankens, der für sich noch nicht festzuhalten weiß, nicht auszukommen weiß.

Und³:

Die mythische Darstellung (...) ist Verunreinigung des Gedankens durch sinnliche Gestalt.

Die Schlussfolgerung, die Hegel zieht, liegt auf der Hand⁴:

Ist das Denken einmal so erstarbt, um in sich selbst in seinem Elemente sich sein Dasein zu geben, so ist die Mythe ein überflüssiger Schmuck, wodurch die Philosophie nicht gefördert wird.

Mythos als sinnliche Rede gilt als defizitär angesichts der Klarheit des philosophischen Begriffs - zumindest galt er es solange, bis die sogenannte Postmoderne in antirationalistischem Impetus den Mythos als vorphilosophische Form erneut in seine Rechte einzusetzen suchte. Doch wie immer die moderne und die postmoderne Einschätzung des Mythos und der Philosophie akzentuiert ist, und d.h. ob man nun den Mythos als antirationalistisch verpönt oder ihn gerade in dieser Eigenschaft rühmt, ihn als heil-

¹ Die nachfolgenden Bemerkungen sind als mündlicher Vortrag vor einem breiteren Publikum konzipiert. Sprache und Argumentationsweise haben versucht, darauf Rücksicht zu nehmen.

² *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, in: *Werke in zwanzig Bänden*, Frankfurt am Main 1986, Bd.19, S.29f.

³ Ebd., S.30.

⁴ Ebd., Bd.18, S.109.

sames Gegengift gegen eine rationalistische Philosophie und einen philosophischen Rationalismus präkonisiert: Der Mythos gilt als das ganz andere der Philosophie. Allerdings: Nicht erst die Neuzeit und die Moderne vertreten die Ansicht, daß Mythos und Philosophie gegensätzliche, ja sich einander ausschließende Formen der Rede und des Denkens seien. Sie findet sich bereits in der Antike, ja sogar schon bei Plato: Plato versteht Mythos allererst in seinem ursprünglichen Wortsinn: als Erzählung fiktiver Natur, als Märchen, als Götterglaube, ja als einfältige Erfindung für Kinder, und er hält dem die philosophische Aufgeklärtheit seiner Dialoge entgegen. Doch - und dies ist das Verblüffende und daher ganz Unverdächtige, er nennt die Mythen, die seine Dialoge *Gorgias*, *Phaidon*, *Politeia* abschließen, LOGOI, weil sie nämlich wahr seien. Im *Gorgias* führt Sokrates den Mythos vom Jenseits ein mit folgenden Worten⁵:

so höre denn, wie sie zu sagen pflegen, eine gar schöne Rede, die du zwar für ein Märchen halten wirst, wie ich glaube, ich aber für Wahrheit. Denn als volle Wahrheit sage ich Dir, was ich sagen werde.

Und Sokrates erzählt über Einsetzung und Hergang des Jüngsten Gerichts und schließt⁶:

Dies halte ich, wie ich es gehört hab⁷, zuversichtlich für wahr (...)

Daß Plato an die Wahrheit der ihm "zu Ohren gekommenen" und von ihm nacherzählten Mythen glaubt, hat der Theologe und Platonforscher Josef Pieper⁷ als erster überzeugend und gegen die *Opinio communis* dargelegt. Die Mehrheit der Forscher war und ist nämlich bemüht zu beweisen, Plato könne seine Mythen nicht "im Ernst" erzählt haben. Solche Bemühung aber zeugt einmal mehr von einem modernen Denken, das allein die Rationalität des Begriffs akzeptiert und damit nicht allein Platons Mythen, sondern im ganzen das Mythische als eigene Kategorie verkennt - als Kategorie nämlich, die dann in ihre Funktion tritt, wenn die rein rationale Erörterung an ihre Grenzen gelangt ist. Um es mit Goethes Worten aus der *Farbenlehre* zu sagen:

Die Philosophie auf ihrem höchsten Punkt bedarf auch uneigentlicher Ausdrücke und Gleichnisreden.

Und das bedeutet: Philosophische Begrifflichkeit muß gerade in den letzten und das heißt schwierigsten Erkenntnissen durch mythische Wahr-

⁵ *Gorgias* 5523a.

⁶ Ebd. 524a.

⁷ Josef Pieper: *Über die Platonischen Mythen*, München 1965.

heit ergänzt werden, ist auf die Leistungen der mythischen Rede geradezu angewiesen. Der Mythos bei Plato ist nicht Prä-Philosophie bzw., um den Ausdruck Platos aufzunehmen, ist nicht Prä-Logos, sondern ein Logos, der über ihm eigene Kriterien des Richtigen verfügt. Mythos ist gewiß das andere der Philosophie, doch nur insofern er leistet, was die Philosophie im rationalistischen Sinne verstanden - zu leisten nicht vermag: die Vorstellung existentieller Wahrheiten.

Plato dürfte der einzige antike Denker sein, der Philosophie und Mythos versöhnt, der das eine durch das andere absichtsvoll ergänzt. Für die Moderne ist - neben dem großangelegten Versuch der deutschen Romaniker - Jean-Paul Sartre zu nennen. Allerdings ist bei Sartre der mythische Diskurs getrennt vom - im engeren Sinne - philosophischen. Auch ist für Sartre der Mythos keine "Gabe der Götter an die Menschen" (*Philebos*, 16c5): Was für Plato Glaube ist, ist für Sartre Methode. Gleichwohl bedient sich Sartre überkommener mythischer Rede, um Wahrheiten zur Vorstellung zu bringen, die sich dem philosophischen Diskurs entziehen, doch diesen auf einer höheren 'wahren' Ebene entweder bestätigen, be richtigen oder widerlegen. Doch die Gemeinsamkeit zählt mehr als der Unterschied.

Im folgenden sollen Beispiele die soeben gemachten Bemerkungen verdeutlichen: Philophische Aussage, die beiden eignet, ist die These, daß der Mensch frei ist, sein Leben zu wählen. Sie wird zur Anschauung gebracht in der mythischen Vorstellung, daß ein Wiedereintritt ins Leben nach einem Aufenthalt im Jenseits möglich sei. Sartre hat Philosophem und Mythem im Filmdrama *Les jeux sont faits* gestaltet, Plato in der Erzählung des Pamphyliens Er am Ende des 10. Buches der *Politeia*.

"Die freie Wahl, die der Mensch für sich selbst trifft, stimmt aufs genaueste mit dem überein, was man sein Schicksal nennt" - *Le choix libre que l'homme fait de soi-même s'identifie absolument avec ce qu'on appelle sa destinée*. Die These ist die Konklusion, mit der Sartre seinen Essai über Baudelaire abschließt. Sie ist Angelpunkt der Philosophie und Anthropologie Sartres, und sie bestimmte die philosophische Diskussion der fünfziger und sechziger Jahre. Allerdings ist die These nicht neu, sie ist nur in Vergessenheit geraten, verschüttet durch vielgestaltige Determinismen des 19. Jahrhunderts, die den Menschen bald gesellschaftlich-materialistisch, bald naturhaft-gattungsmäßig, bald triebhaft-psychologisch verrechneten - durch Determinismen also, für die die Namen Marx, Darwin, Freud exemplarisch stehen. Anders die Antike, deren Philosophie und Anthropologie mit der Sartres bemerkenswerte

Übereinstimmungen zeigen. Denn ganz wie Sartre sagt bereits Heraklit im 6. vorchristlichen Jahrhundert, daß "sein Charakter dem Menschen Schicksal sei." Und bei Plato liest man im 10. Buch der *Politeia*: "Die Schuld liegt bei dem, der (sein Leben) gewählt hat; Gott ist schuldlos." Der Charakter ist für Plato wie für Sartre das Wesen, sind die Züge, die der Einzelne in freier Wahl durch Haltung und Handlung sich selbst "aufgeprägt" hat. Die Übereinstimmung Sartres mit Plato, des Repräsentanten par excellence der Moderne mit dem der Antike ist verblüffend. Voreilige Schlüsse der Analogie verbieten sich allerdings. Der Satz, die "Setzung": Der Mensch hat das Leben, das er verdient hat, denn er war frei, es zu wählen - eignet sich in hervorragender Weise, den grundlegenden Unterschied zwischen Plato und Sartre, zwischen moderner und antiker Philosophie sinnfällig zu machen, obwohl bzw. weil er für die Antike wie für die Moderne gleichermaßen gilt. Daß aber - um es vorwegzunehmen - die Differenz allein für den philosophischen Diskurs Sartres, nicht für dessen mythischen gilt, sollte eine nicht kleine Erkenntnis unserer nachfolgenden Gegenüberstellung sein.

"Der Mensch ist nichts anderes als das wozu er sich macht" - *L'homme n'est rien d'autre que ce qu'il se fait*⁸ - proklamiert Sartre in seinem 1946 veröffentlichten Vortrag *L'Existentialisme est un humanisme* und wiederholt und popularisiert damit einen Grundgedanken seines drei Jahre vorher erschienenen philosophischen Hauptwerks *L'Être et le Néant*. Die These, daß der Mensch prinzipiell indeterminiert sei, richtet sich gegen Determinismus und gegen Fatalismus, und das heißt: Gegen die Annahme einer vorgegebenen charakterlichen und/oder situativen Bestimmtheit und gegen die Annahme einer allgemein wirkenden, unüberwindlichen Macht der Umstände⁹:

(...) pour la réalité humaine, être c'est se choisir: rien ne lui vient du dehors, ni du dedans non plus, qu'elle puisse recevoir ou accepter.

Die große und ängstende Freiheit des Menschen liegt darin, daß dieser in jedem Moment seiner Existenz seine Essenz wählen, schaffen muß aus dem Nichts heraus¹⁰:

(...) la liberté n'est pas un être: elle est l'être de l'homme, c'est-à-dire son néant d'être.

⁸ *L'Existentialisme est un humanisme*, Paris 1943 (u.ö.), S.22.

⁹ *L'Être et le Néant - Essai d'ontologie phénoménologique*, Paris 1943 (u.ö.), S.495.

¹⁰ Ebd.

Der Selbstentwurf des Menschen, seine Wahl ist allein durch das bestimmt, was noch nicht ist; er ist somit zugleich Verwerfung des Bestehenden, ist Revolution, Denn die Freiheit, ja die Pflicht des Menschen, sich zu wählen, sich auf seine Möglichkeiten hin zu entwerfen, impliziert die Überwindung alles Bestehenden. Dieser anthropologische Entwurf ist zugleich die ideale Theorie für den aktiven Revolutionär. Deutlich wird dies in dem 1946, nur drei Jahre nach *L'Être et le Néant* entstandenen Essay *Matérialismus und Revolution*. Dort kritisiert Sartre heftig den historischen Materialismus, der nichts anderes sei als eine "als Positivismus getarnte Metaphysik" und setzt dem seine eigene philosophische Theorie gegenüber, die zeige,

daß die Wirklichkeit des Menschen Handeln ist und daß das Handeln in der Welt eins ist mit der Erkenntnis dieser Welt, so wie sie ist, mit anderen Worten: daß das Handeln zugleich Enthüllung der Wirklichkeit und Veränderung dieser Wirklichkeit ist.

Der Mensch - so vereinfacht - schafft sich seine Wirklichkeit selbst, indem er wählt und handelt, handelt und damit zugleich wählt. Zu Wahl und Handlung ist er nicht nur verpflichtet, er ist auch für sie verantwortlich.

Die komplexe philosophische Abhandlung von Wahl, Freiheit und Verantwortung in *L'Être et le Néant* - hier von mir in den dürftigsten Rudimenten skizziert - hat eine mythische Darstellung gefunden: In dem Stück *Das Spiel ist aus* - *Les Jeux sont faits*, das im selben Jahr verfaßt wurde wie *Sein und Nichts*: 1943. Das Stück ist als Filmdrama konzipiert; erst 1947 wurde es unter der Regie von Jean Delannoy verfilmt. *Les Jeux sont faits* besitzt bis auf den heutigen Tag eine ungebrochene Anziehungskraft, nicht nur in Frankreich: Die deutsche Auflage wird in Kürze die Zahl von einer Million erreichen. Das hat seinen Grund: Das Stück bringt - ganz entgegen Sartres eigenen Worten - die Philosophie und Anthropologie des atheistischen Existentialismus zur sinnlichen Anschauung, indem es sich mythischer Rede bedient. Folgendes nämlich stellt sich dar - und ich resümierte mit wenigen Worten die Handlung des Filmdramas:

Pierre Dumaine, Gründer und Anführer einer Untergrundbewegung, will einen Putsch gegen das herrschende Regime inszenieren: kurz vor dem Schlag wird er von einem Verräter aus den eigenen Reihen erschossen. Im gleichen Moment stirbt Eve Charlier, sie ist von ihrem Mann, dem Polizeisekretär, vergiftet worden. Der Grund ist banal: Die Mitgift,

deretwegen Charlier sie geheiratet hat, ist aufgebraucht; Charlier braucht weitere Ressourcen: er hat die jüngere Schwester Eves, Lucette, im Auge.

Die beiden Toten finden sich im Jenseits ein. Sie werden ordnungsgemäß registriert und sind dann frei, sich im Reich der Toten zu ergehen. Sie treffen dort nicht nur die Verstorbenen aller Zeiten, sondern wandeln zugleich unbemerkt unter den Lebenden, freilich ohne jede Möglichkeit der Einmischung. Pierre nimmt Gelegenheit, in den Repräsentationssaal des Diktators zu gehen und muß dort erkennen, daß der von ihm geplante Aufstand längst verraten ist, daß die Kameraden unweigerlich einem Märscher zum Opfer fallen werden. Und Eve sieht, daß ihre Schwester Lucette den Werbungen ihres Mannes erliegt. Pierre und Eve, die Toten und zugleich Sehenden, grämen sich, ja sie sind verzweifelt, nicht einschreiten, nichts mehr unternehmen zu können. Doch gerade in dieser Haltung unterscheiden sie sich von den übrigen Abgeschiedenen, die resigniert oder indifferent das Treiben der Lebenden an sich vorübergehen lassen. Und gerade diese Haltung führt die beiden Empörten und Revolütierenden zusammen, begründet schließlich ihre Liebe. Ja mehr noch: Im Jenseits entdecken sie, daß sie füreinander bestimmt waren, daß aber der Zufall oder - genauer - der soziale Unterschied eine Begegnung vereitelt hat: ein Irrtum in der Abteilung Geburten, wie die Direktion des Totenreichs lakonisch vermerkt. Doch der Irrtum ist gerade die Chance: Beiden wird zugestanden, in die Welt der Lebenden zurückzukehren, um dort ihr jäh unterbrochenes Leben fortzuführen - unter der Bedingung allerdings, daß es ihnen gelänge, vierundzwanzig Stunden lang in vollem Vertrauen einander zugetan zu sein. Die beiden verlassen hoffnungsvoll das Totenreich - und erscheinen wieder unter den Lebenden, an der gleichen Stelle und zum gleichen Zeitpunkt wie vormals.

Doch Schwierigkeiten stellen sich unmittelbar ein: Zwar verläßt die wohlstandsverwöhnte Eve ihren Mann und folgt entschlossen dem Arbeiter Pierre - ungeachtet des Hohns ehemaliger Freunde; aber sie vermag im entscheidenden Augenblick - kurz vor Ablauf der vierundzwanzig Stunden - Pierre nicht zu den Aufständischen zu begleiten: die Abrechnung mit ihrem Mann und ihrer Schwester scheint ihr vordringlicher. Eve ist gescheitert.

Gescheitert ist auch Pierre: Es ist ihm nicht gelungen, das Vertrauen seiner Kameraden zu gewinnen und sie von dem ehemals gemeinsam geplanten Putsch abzuhalten. Die Aufständischen werden von der Miliz überwältigt, Pierre ein zweites Mal aus dem Hinterhalt erschossen. Eve stirbt im selben Augenblick. Die vom Totenreich gesetzte Frist ist abgelaufen.

Eve und Pierre kehren ins Jenseits zurück. Sie sind betrübt, nicht resigniert: *Les Jeux sont faits, voyez-vous. On ne reprend pas son*

coup, sagt Eve¹¹. Doch einem jungen Paar, das gleichfalls die Lebens- und Liebeschance erhält, antwortet Pierre auf die Frage, ob es wirklich möglich sei, ein neues Leben zu beginnen¹²: *Essayez tout de même*.

Das Stück hat mehrere Aussageschichten, die allerdings zur Deckung kommen. Allgemein wird die Situation von Macht, Unterdrückung und Aufhebung vorgestellt, eine Situation also von historischer und gesellschaftlicher Ubiquität. Diese allgemeine Situation ist sodann spezifiziert im Konflikt zwischen Bürgertum und Proletariat, zwischen müßigem Bürger und frohndem Arbeiter. Es geht also auch um Klassenkampf. Und letztlich geht es um die Darstellung einer ganz bestimmten zeitgeschichtlichen Erfahrung, nämlich um die Besetzung Frankreichs durch die Nazis in den Jahren 40 bis 44. Doch ungeachtet aller Bezüglichkeit auf eine spezifische historische Situation im besonderen und darüber hinaus den Klassenkampf im allgemeinen wird die so wesentliche Frage erörtert, inwiefern der Mensch tatsächlich frei ist, sich zu wählen, sich zu entwerfen im Handeln und im Erkennen - frei vor allem von allen Determinismen, die ihm hinderlich sein könnten in der freien Wahl und der freien Handlung.

Um es noch einmal aufzunehmen: Sein bedeutet nach Sartre zur Freiheit verdammt sein, sich wählen zu müssen. Der Mensch erhält seine Existenz nicht geschenkt, sondern muß sich selbst selbst verwirklichen, eben durch seine Wahl. Mit den Worten Sartres¹³:

La liberté, c'est précisément le néant qui est été au coeur de l'homme et qui contraint la réalité humaine à se faire au lieu d'être (...) (La réalité humaine) est entièrement abandonnée, sans aucune aide d'aucune sorte, à l'insoutenable nécessité de se faire être jusque dans le moindre détail.

Die Freiheit des Menschen besteht demnach darin, daß die Wahl, die der einzelne trifft, nicht durch die Umstände, durch das Gegebene, bedingt ist. Ob er tapfer oder feige ist, glücklich oder unglücklich, das bestimmt jeder für sich selbst. - Der gesunde Menschenverstand freilich hält dem entgegen - und Sartre formuliert die Einwände selbst¹⁴:

L'argument décisif utilisé par le bon sens contre la liberté consiste à nous rappeler notre impuissance. Loin que nous puissions modifier

¹¹ *Les Jeux sont faits*, Paris (Nagel) 1968, S.185.

¹² Ebd., S.188.

¹³ *L'Être et le Néant*, a. a. O., S.495.

¹⁴ Ebd., S.538.

notre situation à notre gré, il semble que nous ne puissions pas nous changer nous-même. Je ne suis "libre" ni d'échapper au sort de ma classe, de ma nation, de ma famille, ni même d'édifier ma puissance ou ma fortune, ni de vaincre mes appétits les plus insignifiants ou mes habitudes. Je nais ouvrier, Français, hérédo-syphilitique ou tuberculeux. L'histoire d'une vie, quelle qu'elle soit, est l'histoire d'un échec. Le coefficient d'adversité des choses est tel qu'il faut des années de patience pour obtenir le plus infime résultat. Encore faut-il "obéir à la nature pour la commander", c'est-à-dire insérer mon action dans les mailles du déterminisme. Bien plus qu'il ne paraît "se faire", l'homme semble "être fait" par le climat et la terre, la race et la classe, la langue, l'histoire de la collectivité dont il fait partie, l'hérédité, les circonstances individuelles de son enfance, les habitudes acquises, les grands et les petits événements de sa vie.

Doch auf Einwände dieser Art antwortet Sartre - ich paraphrasiere¹⁵: Die Widerständigkeit ist keineswegs eine Einschränkung unserer Freiheit, sondern ist unerläßliche Voraussetzung der Freiheit, ermöglicht erst die Freiheit der Wahl. Sartre behauptet also nicht, daß es nicht Bedingungen, Voraussetzungen, Gegebenheiten gebe; er behauptet vielmehr, daß diese Bedingungen, Voraussetzungen, Gegebenheiten miteinzubeziehen sind in die Wahl, wodurch eine bestimmte Situation entsteht, aus der heraus zu handeln ist.

Um diese recht abstrakte Aussage zu veranschaulichen, gibt Sartre in *L'Être et le Néant* einige Beispiele; doch am deutlichsten veranschaulicht er sie vielleicht in *Les Jeux sont faits*. Der philosophische Begriff wird hier - worauf ich bereits oben hinwies - in mythische Rede überführt. Pierre Dumaine ist Arbeiter, in bescheidenen Verhältnissen lebend, Jungeselle - unter einer bürgerlichen Militärdiktatur. Doch Dumaine findet sich nicht mit den äußeren Gegebenheiten ab; er plant mit einer Gruppe Gleichgesinnter eine Revolte, einen Putsch, die Mächtigen zu entmachten. Insofern repräsentiert Dumaine das Ideal des Sartreschen Homme engagé, des Menschen, der sich nicht mit den Gegebenheiten abfindet, sondern in freier Wahl das erstrebt, was er noch nicht ist und was er noch nicht hat. Sartre zeichnet den Charakter Dumaines, des Arbeiters und bisher von der Macht Ausgeschlossenen gut: Tatkraft, Impulsivität, aber auch eine gewisse Naivität und ein Mangel an Umsicht aus Mangel an politischer Erfahrung kennzeichnen ihn. Dumaine sieht nicht, will nicht sehen, daß die Miliz aufmarschiert ist, im Hinterhalt steht und daß damit

¹⁵ Ebd., S.539.

jeder Gegenschlag im Keim erstickt würde, ein Verräter erschießt ihn. Im Jenseits erkennt er die wahren Verhältnisse; er erhält die einzigartige Chance, mit dem Wissen "noch einmal anfangen zu dürfen" - und er zeigt in einer für ihn veränderten Situation die gleichen Eigenschaften: Uneingeschränktes Engagement für die Sache der Arbeiter und politisch Unterdrückten, Tatkraft, Impulsivität und einen gewissen Mangel an Umsicht: die Arbeiter, die ihn mit der Frau des Polizeisekretärs durch die Parkanlagen schlendern sehen, mißtrauen ihm, als er sie warnt, als er sie mit allen Kräften von einem Anschlag abhalten will: sie halten ihn für bestochen oder zumindest abtrünnig und schenken seinen vehementen Warnungen keinen Glauben. Pierre steht dennoch im Moment äußerster Gefahr zu ihnen, er wird erschossen, die Kameraden gefangen genommen.

Eve Charlier gewinnt gleichermaßen im Jenseits Einblick in den schäbigen Charakter ihres Mannes, in die Ruchlosigkeit ihres Standes. Vor ihrem Tod hat sie gewählt, indem sie nicht gewählt hat - wie Sartre sagen würde: Ihre Lebenssituation hat sie "feige" hingenommen. Auch sie erhält die Chance, "noch einmal anfangen zu dürfen": Sie bricht mit ihrem Mann, mit ihrem bisherigen Leben, kümmert sich um eine Halbweise und hat Verständnis für das Aufbegehren der Unterdrückten. Die Freiheit der Wahl hat sie in weit umfanglicherem und folgenreicherem Maß verwirklicht als Pierre Dumaine: Ihr Haß gegen ihren Mann geht soweit, daß sie ihn mit der Entlarvung vor ihrer Schwester endgültig zu vernichten trachtet.

Sartre hat in Pierre Dumaine und Eve Charlier zwei Menschen gezeichnet, die seinem Humanismus von Freiheit, Wahl, Verantwortung weitestgehend entsprechen. Und doch sind sie offenbar gescheitert, und zwar darin, daß sie die Auflage der Direktion des Totenreiches nicht erfüllt haben, nicht vierundzwanzig Stunden einander zugehen waren in Liebe und Vertrauen. Welche Bedeutung kommt diesem Scheitern im Sartreschen Freiheitsentwurf zu und warum hat Sartre es in die mythische Rede des "noch einmal ins Leben Tretens", des "noch einmal von vorne anfangen Könnens" gekleidet?

An Pierre Dumaine und Eve Charlier hat Sartre zunächst sehr deutlich gezeigt, daß Gegebenheiten, äußere Bedingungen wie der Ort der Geburt, und d.h. der historische, soziale, ja geographische Ort, die Freiheit der Wahl nicht einschränken, sondern sie gerade begründen: Wäre Eve nicht Frau des Polizeisekretärs, hätte sie nie die Möglichkeit gehabt, diesen Polizeisekretär zu verlassen, sich gegen ihren Stand und ihre Herkunft zu entscheiden. Wäre Pierre Dumaine nicht Arbeiter, hätte er nie

die Möglichkeit gehabt, sich gegen die Unterdrückung der Arbeiter aufzulehnen, um durch die Auflehnung eine bessere Situation für die Arbeiter zu schaffen. Das gleiche gilt für die Gegebenheit der je individuellen Vergangenheit: Wie der Ort ist die Vergangenheit für die Wahl der Zukunft unentbehrlich, "und zwar in ihrer Eigenschaft als 'das, was geändert werden muß'" - wie Sartre sagt. *Mutatis mutandis* trifft das Gesagte auch auf die Präsenz des Anderen zu. Im ganzen gilt¹⁶:

La liberté est totale et infinie, ce qui ne veut pas dire qu'elle n'ait pas de limites mais qu'elle ne les rencontre jamais.

Pierre Dumaine und Eve Charlier hintergehen jedoch diese These: Sie waren offensichtlich nicht frei, eine andere Wahl zu treffen, als die, die sie getroffen haben: das erneute Engagement für die Revolte und das neue Engagement gegen die Herrscherklasse. Sie waren offensichtlich nicht in der Lage, die Auflage der Direktion des Totenreichs zu erfüllen, eine Sonnenwende lang nur für einander zu leben. Und das heißt ja nichts anderes als: sie waren determiniert/nicht in ihrer Handlungsfreiheit, so doch in ihrer Willensfreiheit. Philosophisch hätte Sartre argumentiert, daß die Wahl des einen die Wahl des anderen ausschließe. In mythischer Rede aber zeigt er mithilfe der Metapher eines Jenseitsaufenthalts und einer Rückkehr ins Leben, daß die Wahl des einen und nicht des anderen determiniert ist durch den Willen, dem ein bestimmter Charakter zugrundeliegt: der Charakter dessen, der sich für eine Sache engagiert, weil er sich immer für diese Sache engagiert hat. Es besteht offenbar nicht das Vermögen, sich seinen Charakter oder seinen Willen selbst zu wählen, so daß man in einer entscheidenden Situation völlig indifferent sowohl das eine wie das andere tun könnte. Einer grundsätzlichen Handlungsfreiheit steht eine Determination des Willens gegenüber. *Mon scénario baigne dans le déterminisme* sagt Jean-Paul Sartre in einem Interview 1947. Doch wichtiger als dieses Zugeständnis, hinter dem vielleicht ein kleines Maß an Koketterie steckt, ist ein anderes: Sartre gibt keine philosophisch-rationalere Erklärung für das höchst komplexe Verhältnis von Willensfreiheit bzw. Freiheit, seinen Willen zu wählen, und Determination; in der mythischen Rede aber von Tod, Jenseitserfahrung und Wiedereintritt ins Leben veranschaulicht er, daß Ort und Vergangenheit nicht nur die notwendige Widerständigkeit zur Handlungsfreiheit bilden, sondern zugleich die unvermeidbare Einschränkung der Willensfreiheit. Anders und einfacher: der freie Entwurf in die Zukunft ist immer zugleich bestimmt von der Vergangenheit: Der Mensch wählt immer auch als schon geprägter, ob er sich dieser Prägung nun widersetzt oder ob er sie annimmt. Der Mensch

ist nie, zu keinem Moment, *tabula rasa*. Denn zumindest ist seine Freiheit des Willens eingeschränkt. Und dies zeigt Sartre gegen sein philosophisches Konzept in der mythischen Rede vom Neubeginn, der in aller Radikalität bzw. Beliebigkeit nicht möglich ist - freilich nicht ohne hinzuzufügen: *Essayez tout de même*.

Die Komplexität der Aporie hat auch Plato in Form eines Mythos vorgestellt, im eschatologischen Er-Mythos; dieser Mythos zeigt auffallende Parallelen zur Gestaltung von *Les Jeux sont faits*.

Er¹⁷ ist ein gefallener Soldat, der auf wundersame Weise Einblick ins Jenseits gewinnt und nach seiner Rückkehr ins Leben über die Art, wie die Individuen zu ihrem verantwortlichen Selbst kommen, folgendes zu berichten weiß: Die Seelen der Menschen wählen, bevor sie ins Leben treten, selbst eine Lebensweise, einen Daimon - bspw. den eines Tyrannen, eines Reichen, einer schönen Frau, mit festgesetzten Anteilen von Krankheit, Armut, Körperkraft, Intelligenz und anderen Lebensbedingungen. Von solchen Lebensweisen werden den Seelen eine Anzahl angeboten, die weit größer ist als die der Wählenden. Die Reihenfolge, in der die Seelen unter den Lebensläufen den ihnen genehmen auswählen dürfen, wird durch das Los bestimmt. Lachesis, eine der drei Schicksalsgöttinnen, spricht durch den Mund des Propheten: "Eintägige Seelen, ein neuer todbringender Umlauf beginnt für das sterbliche Geschlecht. Nicht auch wird der Daimon erlosen, sondern ihr werdet den Daimon wählen. Wer aber zuerst gelost hat, wähle zuerst die Lebensbahn, in welcher er dann notwendig verharren wird. Die Tugend ist herrenlos, von welcher, je nachdem jeglicher sie ehrt oder geringschätzt, er auch mehr oder minder haben wird. Die Schuld ist des Wählenden; Gott ist schuldlos." Auf diese Worte hin werden allen Anwesenden Lose hingeworfen, deren Nummer "über die Reihenfolge in der Wahl der Lebensform entscheidet". Die zuerst wählen dürfen, haben zwar einen unbestrittenen Vorteil, weil sie die besten Lebensläufe wählen könnten. Aber sie lassen sich durch den Schein einer ruhmreichen Lebensweise - eines Tyrannen vor allem und überhaupt von Politikern - täuschen, wenn sie nicht durch Philosophie darin geübt sind, gute von schlechten Lebensweisen zu unterscheiden. Doch stärker als die philosophische Unterweisung, die die Seelen erhalten, sind diese beeinflusst von ihren Erfahrungen und Gewohnheiten der vorangegangenen Lebensläufe und vor allem durch ihre Affekte: "Aus Torheit oder Gierigkeit aber habe er erwählt, ohne alles genau zu betrachten, und so sei ihm das darin enthaltene Geschick, seine eigenen Kinder zu verzehren, und anderes Unheil entgangen" - heißt es in einem Fall: "Nachdem er es

nun mit Muße betrachtet, habe er auf sich losgeschlagen und seine Wahl bejammert, nicht achtend, was der Prophet vorher gesagt: Denn er habe nicht sich selbst dieses Unheils Schuld beilegt, sondern das Glück und die Götter und alles eher als sich selbst angeklagt. Er sei aber einer von den aus dem Himmel Kommenden gewesen, der in einer wohlgeordneten Verfassung sein erstes Leben verlebt und nur durch Gewöhnung ohne Philosophie an der Tugend teilgehabt." - Nachdem aber alle Seelen ihre Lebensweisen gewählt hatten, seien sie in der Reihenfolge der Lose zu Lachesis hingetreten, und jene habe jedem den Daimon, den er gewählt, d.h. das Schicksal, das er sich ausgesucht, als Hüter seines Lebens und als Vollstrecker des Gewählten mitgeschickt.

Von der traditionellen fatalistischen Vorstellung, daß das Lebenslos durch die Schicksalsgötter zugewiesen werde, hat Plato nur noch ein eher akzentuierendes Moment übernommen: die Erlösung der Reihenfolge in der Wahl des Charakters. Den Charakter selbst aber wählen die Seelen in freier Entscheidung, und sie wissen darüber hinaus bzw. sie können wissen, was oder welcher Art die Charaktere sind, die sie wählen können. Dieses Wissen oder zumindest seine Möglichkeit ist aber eine Vorprägung, durch die ein Mensch sein Selbst oder seinen Daimon wählt. Die Wahl gilt als frei, und doch ist sie in gewisser Weise determiniert, durch die Handlungen und Entscheidungen desselben Individuums in seinen früheren Leben beispielsweise. Dennoch ist die Absicht der mythischen Rede Platos unmißverständlich: Plato will - ganz wie Sartre - die Individuen verantwortlich machen können nicht nur für ihre einzelnen Absichten und Handlungen, sondern auch für ihr Selbst, für ihren Grundcharakter, aus dem heraus sie handeln¹⁸: "Er will ihnen nicht die Freiheit geben, gemäß dem Charakter oder Willen, den sie haben, zu handeln, sondern auch die Freiheit, den Charakter oder Willen zu wählen, gemäß dem sie wollen. Er schreibt dem Menschen (...) nicht nur die Freiheit von Hindernissen in der Durchsetzung und Bildung seiner Absichten zu" - als Handlungsfreiheit -, "sondern auch (...) das Vermögen, sich seinen Willen oder Charakter selbst zu wählen, dem die Absichten entspringen" - also auch Willensfreiheit; und das heißt eine Freiheit, die in einer Entscheidungssituation zugleich das Eine und das Andere wählen könnte. - Diese rational-philosophische Forderung, die sowohl Sartre als auch Plato stellen, wird von beiden in mythischer Rede hintergangen: beide zeigen in der Metapher eines zweiten Lebens, daß immer schon Prägung vorhanden ist - die

¹⁸ Ulrich Steinvorth: *Freiheitstheorien in der Philosophie der Neuzeit*, Darmstadt 1987, S.14f. - Auch die vorausgegangenen Bemerkungen zu Plato stützen sich partiell auf Steinvorth.

freilich von der vollen Verantwortlichkeit für das eigene Leben nicht freispricht.

Der Mythos, die mythische Rede, hat sowohl bei Sartre wie bei Plato die Funktion, eine Komplexität zu zeigen, die die (rationale) Philosophie, der Logos übergeht. Der nicht zu überschätzende Unterschied ist freilich, daß bei Plato die mythische Rede Teil des Logos ist, bei Sartre aber aparte gesprochen: Mythos und Philosophie bleiben bei ihm zwei unterschiedenen Genera des Sprechens und Denkens zugeordnet.

Maria MOOG-GRÜNEWALD